

Das Gen wird populär

Inhalte und Rezeption der Beiträge

zum Thema Brustkrebsforschung in den britischen Medien

Lesley Henderson

Einleitung: Über 'harte' und 'weiche' Nachrichten¹

Die Medien sind wichtige Informationsquellen der Öffentlichkeit über Gesundheit und Krankheit (Chapman/ Lupton 1994), doch auch die sich widersprechenden Prioritäten medizinischer, wissenschaftlicher und journalistischer Akteure sowie des Publikums sind oft genug dokumentiert worden (Friedman et al. 1986; Nelkin 1996). Zweifellos favorisieren die Medien nicht notwendigerweise die Risikofaktoren, denen von Epidemiologen, Ärzten oder Wissenschaftlern höchste Priorität eingeräumt wird, und die Maßstäbe der Medien sind mit denen der Experten keinesfalls identisch (Kitzinger 1999). Während sich in der Vergangenheit viele Studien hauptsächlich mit der Genauigkeit von Nachrichten über wissenschaftliche Themen befaßten, hat sich heute weitgehend die Auffassung durchgesetzt, daß die gängigen Darstellungsmuster in anderen Sparten als der eigentlichen Wissenschaftsberichterstattung von entscheidender Bedeutung für das öffentliche Verständnis z.B. der Biomedizin sein können (Kerr et al. 1998). So ergab eine jüngst durchgeführte Studie zur öffentlichen Meinung über das Klonen von Menschen, daß die Vorstellungen der Probanden von der populären Metaphorik der Science Fiction-Filme geprägt waren (Wellcome Trust 1998).

In diesem Beitrag wird sowohl die Berichterstattung britischer Massenmedien als auch der Informationsstand der Öffentlichkeit über die genetischen Ursachen von Brustkrebs untersucht, wobei es vor allem um die Rolle der sogenannten weichen Nachrichten gehen soll. Die Begriffe 'harte und weiche Nachrichten' benutzen Kommunikationswissenschaftler und Journalisten üblicherweise zur Klassifizierung von Medienprodukten. Vereinfacht ausgedrückt werden harte Nachrichten mit 'seriösen', 'auf Fakten basierenden' Berichten gleichgesetzt, während unter weichen Nachrichten 'unterhaltsame' und auf 'human interest' abzielende Beiträge verstanden werden, die gleichwohl einen aktuellen Bezug aufweisen (Carter et al. 1998). Beide Begriffe beziehen sich auf die Thematik und Positionierung der Meldung, die verwendeten Quellen, die beteiligten Journalisten und die implizierte Leserschaft. Harte Nachrichten sind die Basis der traditionellen Leitartikel in der Presse und der Hauptmeldungen in den Fernsehnachrichten. Solche Beiträge stützen sich gewöhnlich auf hochrangige Quellen wie Regierungsvertreter oder Forschungs-institute und sind mit Staatsangelegenheiten oder Grundlagenforschung befaßt. Weiche Nachrichten be-

¹ Das Originalmanuskript ist von Daphne Stelter und Dietmar Jazbinsek ins Deutsche übertragen worden.

schäftigen sich dagegen mit den weniger prestigeträchtigen Problemen des Alltagslebens. Unterstellt wird, daß diese Beiträge ein überwiegend weibliches oder jugendliches Publikum ansprechen und Themen umfassen wie "Abtreibungen, die Königliche Familie, Mode" (Schlesinger 1987: 155) oder "zwischenmenschliche Beziehungen, Schönheit und Kinderbetreuung" (Allan 1998: 132-134). In den letzten Jahren haben einige Forscher jedoch die Auffassung vertreten, daß die bestehenden Grenzen zwischen harten und weichen Nachrichten immer mehr verschwimmen. Dies wird entweder als 'Niveauperlust' im Zuge der Popularisierung von Nachrichten gedeutet (Stichwort 'Infotainment') oder als ernst zu nehmender Versuch, die öffentlich bedeutsamen Aspekte der Privatsphäre zu thematisieren (z.B. familiäre Gewalt, Gesundheit und Sexualität). Diese Angleichung ist zum Teil auf die verstärkten Bemühungen der Medienbranche zurückzuführen, sich Marktanteile in den weiblichen und jugendlichen Publikumssegmenten zu sichern (Carter et al. 1998; Aldridge 1994).

Wenn sich der vorliegende Beitrag nicht auf den Wissenschaftsjournalismus im herkömmlichen Sinne beschränkt, sondern auch 'weiche', auf persönliche Empfindungen ausgerichtete Dokumentationen und fiktionale Darstellungen mit einbezieht, so geschieht das aus drei Gründen:

Erstens können die populären Genres eine ebenso wichtige Rolle wie die Nachrichten dabei spielen, einem großen und heterogenen Publikum Vorstellungen über Gesundheit zu vermitteln (Henderson 1996; Henderson 1999). Zweitens könnte diese Form der Information die einzige sein, die manche Segmente des Publikums erreicht. Weiche Nachrichten sollten daher nicht ohne gebührende Berücksichtigung ihres Potentials als inhärent 'schwächer' im Vergleich zu traditionellen Nachrichtenformaten abgetan werden. Drittens ist eine Analyse allein der 'seriösen' Berichterstattung nicht repräsentativ für die Medien als Ganzes. Die Medien sind keine homogene Einheit, was sich u.a. daran zeigt, daß die 'populäre' Berichterstattung in mancher Hinsicht die Normen harter Nachrichten geradezu auf den Kopf stellen kann. Während die klassischen Nachrichtenwerte darauf angelegt sind, jegliche Zweifel und Ungewißheiten auszumerzen, sorgen genau diese Zweifel und Ungewißheiten für die Dramatik eines persönlichen Berichts oder einer fiktionalen Darstellung. Während harte Nachrichten dahin tendieren, Ereignisse in Schwarz oder Weiß zu zeichnen, überwiegen in den weichen Nachrichten die Grautöne.

Die hier vorgestellte Studie baut auf vorangegangene Forschungsarbeiten der *Glasgow University Media Unit* zu Produktion, Inhalt und Rezeption der Medienberichterstattung über Gesundheit und Krankheit auf (Philo 1999). Sie knüpft an eine kürzlich durchgeführte Untersuchung zur medialen Darstellung der Humangenetik an, die zeigte, daß trotz der bedeutenden sozialen und psychologischen Fragestellungen, die mit der neueren Genforschung verbundenen sind, Presse- und Fernsehnachrichten nur wenig Interesse an der Tragweite und den Risiken der Grundlagenforschung zeigten (Kitzinger/ Reilly 1997).

Der Beitrag stützt sich auf kürzlich abgeschlossene Forschungsarbeiten, die klären sollten, wie das Thema Brustkrebs in den Medien dargestellt wird, welche For-

men die Berichterstattung annimmt und wie dadurch die öffentliche Resonanz auf das Thema beeinflusst wird.² Zum Verständnis der Studie ist es wichtig festzuhalten, daß eine Fokussierung auf den Stellenwert der Genetik ursprünglich nicht intendiert war, sich dieser Aspekt jedoch auf jeder Ebene der Analyse als besonders wichtig herausstellte.

Im September 1994 wurde eine genetische Variation entdeckt und auf "Breast Cancer 1" (BRCA1) getauft, die im Verdacht steht, eine erhöhte Anfälligkeit für Mamma- und Ovarialkarzinome zu verursachen. Ein zweites 'Brustkrebsgen' (BRCA2) wurde im Dezember 1995 isoliert. Beide Bekanntmachungen waren Topmeldungen in den britischen Fernsehnachrichten und standen am jeweils darauffolgenden Tag auf den Titelseiten der Zeitungen. Einige der typischen Schlagzeilen über die Entdeckung von BRCA2 lauteten: "Britische Wissenschaftler verkünden Durchbruch beim Brustkrebsgen" (*The Independent*, 21. Dezember 1995), "Brustkrebsgen isoliert" (*The Guardian*, 21. Dezember 1995) und "Zweites Gen mit Brustkrebs in Verbindung gebracht" (*The Times*, 21. Dezember 1995).

Die Berichterstattung war eindeutig durch traditionelle, harte Nachrichtenwerte geprägt: Wissenschaftliche Forschung wurde als 'Wettrennen' und ein Fortschritt als 'Durchbruch' dargestellt. Beide Entdeckungen boten Pressesprechern und Journalisten die relativ seltene Möglichkeit, eindeutig neue Forschungsergebnisse bekanntzugeben und sich dabei auf Quellen mit hohem Status zu berufen (wie etwa die Pressekonzferenz des *Institute of Cancer Research* oder die Verlautbarungen des Leiters des *Human Genome Project*). Die Berichterstattung folgte der in solchen Situationen üblichen Tendenz, die "professionelle Rhetorik der großen Hoffnungen und vielversprechenden Perspektiven" wiederzugeben (Cunningham-Burley et al. 1998). Diese ersten Meldungen zeigen jedoch auch, wie schnell die wissenschaftliche Erforschung von Brustkrebs zum Gegenstand von 'soft news' geworden ist. Alle Nachrichtenbeiträge gingen von den Aussagen der befragten Wissenschaftler unmittelbar zu den persönlichen Stellungnahmen von Frauen und auch Männern über, die zu den Risikogruppen gehörten und von derartigen wissenschaftlichen Entdeckungen möglicherweise profitierten.

Im folgenden zeichne ich die Verbreitung dieser Entdeckungen über die verschiedenen Formate und Genres nach und untersuche, wie die wissenschaftlichen Erkenntnisse in das 'kulturelle Repertoire' zum Verständnis des erblichen Brustkrebsrisikos integriert worden sind.

² Der Titel des Projektes lautete: "Die Rolle der Medien und das öffentliche und professionelle Verständnis von Brustkrebs" (gefördert vom *National Health Service, Executive Research and Development Programme* 1997-1998). Mein Dank gilt den Projektleitern Greg Philo und Jenny Kitinger sowie meinen Kolleginnen Cherise Saywell und Liza Beattie.

1. Skizze des Forschungsdesigns

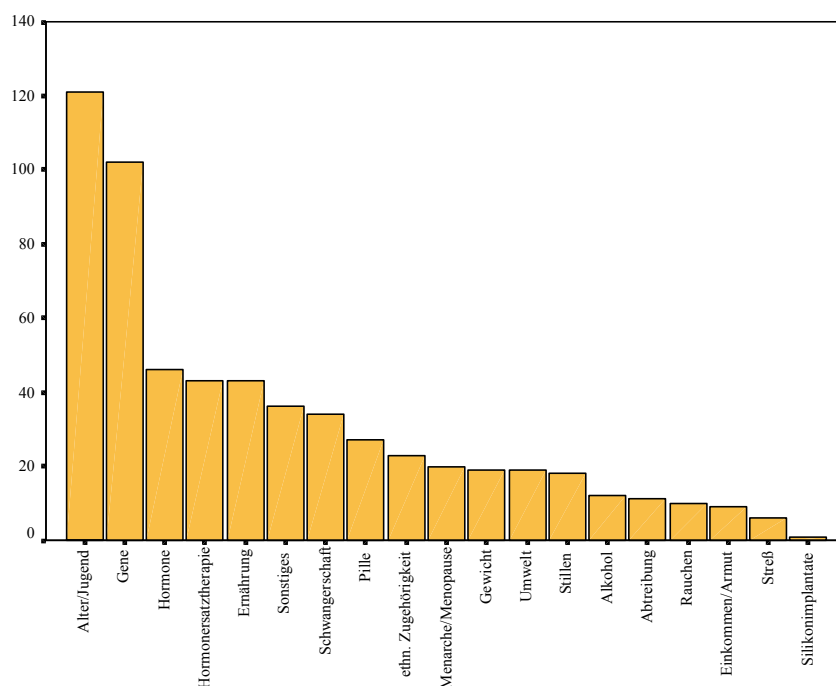
In der Studie haben wir zwei unterschiedliche Stichproben einschlägiger Medienberichte miteinander verglichen. Die erste, längsschnittartig angelegte Stichprobe beinhaltete die Berichterstattung von acht britischen Zeitungen über einen Zeitraum von drei Jahren (1995-1997). In diese Stichprobe wurden Boulevard- und Qualitätstagespresse (*The Sun, The Mirror, The Guardian, The Times, The Independent*) sowie eine Auswahl von Sonntagszeitungen bzw. -ausgaben (*The Observer, The Independent, The Sunday Times*) einbezogen (siehe hierzu Abschnitt 2). Bei den ausgewählten Zeitungen haben wir eine Vollerhebung sämtlicher Artikel zum Thema Brustkrebs vorgenommen. Eine zweite, von den Mediengenes her umfassendere Stichprobe wurde in einem Zeitraum von vier Monaten (September - Dezember 1997) gezogen. In dieser querschnittartig angelegten Stichprobe waren alle überregional erscheinenden britischen Zeitungen, die Nachrichtensendungen im Fernsehen, eine Auswahl der meistverkauften Frauenzeitschriften sowie relevante Dokumentationen und Serien in Funk und Fernsehen vertreten (siehe hierzu Abschnitt 3). Um herauszufinden, welche Informationsquellen von den Journalisten genutzt wurden und wie sich der strategische Umgang mit den Quellen auf die Berichterstattung über Brustkrebs ausgewirkt hat, haben wir 40 Journalisten und Genforscher sowie Vertreter von Krebshilfe-Organisationen und Initiativgruppen interviewt (siehe hierzu Abschnitt 4). Schließlich wurden in Großbritannien und Nordirland insgesamt 30 Gruppeninterviews (focus groups) mit 164 Frauen durchgeführt. Fünf dieser Fokusgruppen bestanden aus Teilnehmerinnen, die ein besonderes Interesse an der Materie hatten, unter ihnen praktische Ärztinnen und Überlebende von Brustkrebs-erkrankungen (siehe hierzu Abschnitt 5).

2. "Vom Gen-Genie gerettet." Ergebnisse der Längsschnitt-Untersuchung

Die erste wichtige Erkenntnis bestand darin, daß die genetische Brustkrebs-Forschung noch lange über die offizielle Bekanntgabe ihrer Entdeckungen und deren aktuellem Nachrichtenwert hinaus für die Presse und die Fernsehnachrichten von Interesse war. Die Analyse der Stichprobe aus den Jahren 1995 bis 1997 offenbarte, daß das genetisch bedingte Brustkrebsrisiko ein außergewöhnlich hohes Maß an Aufmerksamkeit erfuhr. Wir ermittelten insgesamt 708 Artikel zum Thema Brustkrebs (in dieser Zahl sind keine Leserbriefe enthalten). Die mit Brustkrebs assoziierten Kausal- und Risikofaktoren wurden in 152 dieser Artikel thematisiert, von denen sich wiederum 51 mit Genetik und Vererbung beschäftigten. Mit anderen Worten: in einem Drittel aller Artikel über spezifische Risikofaktoren ging es um Genetik (oder das erbliche Risiko).

Wie Abbildung 1 zeigt, war das genetische Risiko der am zweithäufigsten genannte Risikofaktor (der am häufigsten genannte war das Alter der Frauen).³ Das genetische Risiko hatte also ein deutlich ausgeprägteres Medienprofil als eine stattliche Anzahl anderer Faktoren, die gleichwohl das Krankheitsrisiko beeinflussen können (wie etwa die Pille, Hormonsubstitutionstherapie, Schwangerschaft, soziale Schichtzugehörigkeit, Umweltgefahren, Ernährung und Rauchen). Und das trotz der Tatsache, daß die bekannten Brustkrebsgene BRCA1 und BRCA2 den Experten zufolge für lediglich 5 bis 10% der Brustkrebsfälle verantwortlich zu machen sind (Easton et al. 1994; Wooster et al. 1994).

Abb. 1: Die Berichterstattung über Risikofaktoren bei Brustkrebserkrankungen in acht britischen Zeitungen (1995-1997)



³ Der Abbildung läßt sich entnehmen, daß in über 100 Artikeln vom 'Risikofaktor Gene' die Rede war. In 51 von ihnen ging es ausschließlich um den genetischen Hintergrund von Brustkrebserkrankungen. Die Differenz erklärt sich aus dem Sachverhalt, daß in anderen Beiträgen mehrere Risikofaktoren - u.a. auch die Gene - erwähnt wurden, die dann entsprechend mehrfach codiert worden sind.

Eine nähere Untersuchung derjenigen Artikel, die sich schwerpunktmäßig mit den genetischen Ursachen von Brustkrebs befaßten, förderte ein weiteres interessantes Ergebnis zutage. Das Gros dieser Berichterstattung konzentrierte sich nicht auf die wissenschaftlichen Aspekte und die Entdeckung dieser Genvariationen, sondern auf die sich daraus ergebenden sozialen und persönlichen Dilemmata und deren Tragweite. Während die Berichterstattung über Brustkrebs in den Fernsehnachrichten und in der Presse noch 1995 einen weitgehend optimistischen Tenor hatte (Cunningham-Burley et al. 1998), wurden in den darauffolgenden Jahren zunehmend – insbesondere mit Testverfahren und 'Behandlungsmethoden' verbundene – Probleme erörtert. Die Schlagzeilen aus dem Jahr 1995, die noch über "gewonnene Wettrennen" und einen "erzielten Durchbruch" zu berichten wußten, wurden durch andere ersetzt (oder ergänzt) – z.B. "Frauen mit hohem Krebsrisiko verzweifeln an der Brustamputation" (*The Times*, 26. Februar 1996), "Warum ich nicht nach dem tödlichen Gen suchen werde" (*The Times*, 28. Februar 1996), "Die Wut der Frauen über das Krebsgen-Patent" (*Independent on Sunday*, 29. Juni 1997), "Embryos mit Brustkrebsgen könnten zur Selektion freigegeben werden" (*Independent on Sunday*, 28. September 1997) und "Gefahren des Gentest-Mythos" (*The Express on Sunday*, 28. September 1997).

Lediglich 18% der Presseartikel über die genetischen Ursachen von Brustkrebs (n=51) beschäftigten sich mit wissenschaftlicher Forschung oder wissenschaftlichen Entdeckungen und erschienen entweder auf der Titelseite oder in speziellen wissenschaftlichen bzw. medizinischen Rubriken. 27% der Beiträge befaßten sich schwerpunktmäßig mit prophylaktischer Mastektomie (der nur selten vorgenommenen Amputation gesunder Brüste von Patientinnen mit hohem Krebsrisiko), 26% betrafen die Frage der Patentierung, 21% behandelten Probleme im Zusammenhang mit genetischen Testverfahren und 8% setzten sich mit anderen Dingen wie z.B. Versicherungsfragen auseinander. Mit anderen Worten: Gegenstand der Berichterstattung waren in 82% der relevanten Beiträge nicht die rein wissenschaftlichen Aspekte, sondern die potentiellen sozialen und persönlichen Konsequenzen.

Das anhaltende Interesse der Presse an den genetischen Ursachen von Brustkrebs läßt sich zum Teil auf 'harte' Nachrichtenwerte zurückführen. Einige der Artikel wurden z.B. unmittelbar durch Entscheidungen über Verfahrensregeln ausgelöst. So folgte ein Welle von Beiträgen auf die Veröffentlichung eines Verfahrenskodex durch das *Advisory Committee on Genetic Testing*, z.B. "Warnung vor Gentests per Post" (*Daily Telegraph*, 24. September 1997), "Kontrollen für rezeptfreie Gentests" (*Financial Times*, 24. September 1997). Kontroversen um Versicherungs- und Patentangelegenheiten verursachten – insbesondere als Reaktion auf die europäischen Direktiven – eine ähnlich lebhaft Mediendebatte, z.B. "Wessen Gene sind es eigentlich?" (*The Independent on Sunday*, 9. November 1997), "Der Raub unserer Seelen" (*The Guardian*, 11. Juli 1997), "Krieg der Gene" (*The Guardian*, 23. Mai 1997).

Für das Medienprofil der genetischen Ursachen von Brustkrebs spielten jedoch auch die 'weichen' Nachrichtenwerte eine große Rolle. Es waren diese 'weichen'

Nachrichtenkriterien, die einen erheblichen Teil der Berichterstattung insbesondere der Boulevardpresse bestimmten. Wie es in Boulevardzeitungen üblich ist, handelten ihre Beiträge von persönlichen Schicksalen, wobei das Thema prophylaktische Mastektomie die Meldungen dominierte. Eine typische Reportage in *The Mirror* kontrastierte die Arbeit des britischen Genforschers Stratton, der "den Rest der Welt durch die Entdeckung des Brustkrebs-Gens auf die Plätze verwies", mit der persönlichen Aussage einer dreißigjährigen Mutter, die auf BRCA2 getestet wurde und so erfuhr, daß sie "auf der sicheren Seite" ist. Die Überschrift dieses uneingeschränkt positiven Berichtes lautete: "Vom Gen-Genie gerettet: Nach vierjähriger Forschungsarbeit fand Mike Stratton das Gen, das Brustkrebs verursacht (...) zwei Wochen später gab Annmarie eine Blutprobe ab, die ihr Leben veränderte" (*The Mirror*, 28. Juli 1997; siehe Abb.2).

Abb.2: Der Grundlagenforscher als Lebensretter



Quelle: *The Mirror*, 28.7.1997

Der Artikel erzählt die Geschichte einer Frau, die vorhatte, sich einer prophylaktischen Brustamputation zu unterziehen - bis ihr Testergebnis 'negativ' ausfiel. Andere Frauen haben sich jedoch (ob mit oder ohne 'positiven' Test) für die Operation entschieden; ihre Schicksale erwiesen sich als noch attraktiver für die Boulevard- und auch für die Qualitätspresse. Die entsprechenden Schlagzeilen lauteten u.a.: "9 aus meiner Familie hatten Krebs, also ließ ich mir die Brüste amputieren für den Fall, daß ich die Nächste bin" (*The Mirror*, 14. Februar 1996), "Aus dem Schatten

der Familiengeschichte treten" (*The Times*, 17. April 1997), "Ein großes Opfer für das Überleben" (*The Mirror*, 6. Mai 1997).

Hintergrundberichte in Zeitungen gingen der Frage nach, was es für eine Frau bedeutet, wenn ihr Busen nicht mehr die Assoziation hervorruft, 'sexy' oder 'eine Mutter' zu sein, sondern statt dessen 'Angst und Tod' symbolisiert. In den Vordergrund rückten auch die Konsequenzen einer 'Behandlung', die für die Betroffenen auf die Entscheidung hinausläuft: "Wir opfern Teile von uns, um den Rest zu retten" (*The Observer*, 30. Juni 1996). Einige der Beiträge zitierten Frauen, die in sehr drastischen Worten davon sprachen, daß sie sich ihre Brüste "abhacken" lassen müßten und betonten, welche entsetzliche Tragödien sich über Generationen hinweg aufgrund früher Todesfälle in ihren Familien abgespielt hatten.

3. "Was für ein Schlamassel." Ergebnisse der Querschnitt-Untersuchung

Die qualitative Analyse unserer viermonatigen Stichprobe (September - Dezember 1997) soll in detaillierterer Form beschrieben werden, um zu verdeutlichen, wie das Thema der vom Brustkrebsgen 'heimgesuchten' Familien auf andere Medienformate übergreifen konnte und welche Veränderungen es dadurch erfahren hat.

3.1 Frauenzeitschriften

Oft erschien die Geschichte ein- und derselben Frau in mehreren unterschiedlichen Medien - in Zeitungsartikeln, Zeitschriften und Fernsehdokumentationen. Und auch wenn es sich nicht um dieselbe Person handelte, so wurden doch regelmäßig dieselben Metaphern, Formulierungen und Themen wiederholt. Wendy Watson beispielsweise, über deren Familiengeschichte schon *The Mirror* berichtet hatte ("9 aus meiner Familie ...", siehe oben), erzählte uns, wie sie im Laufe eines Interviews von der Autorin einer Frauenzeitschrift dazu gedrängt wurde, ihren Entschluß zu einer prophylaktischen Mastektomie in einer mediengerechten Bildersprache wiederzugeben:

"Die Journalistin wollte, daß ich sage: 'Ich schaute auf das Bild, sah all diese schwarzen Kreise [mit denen auf dem Pressefoto ihre an Krebs gestorbenen Angehörigen markiert waren] und dann wurde mir klar, daß dies [die prophylaktische Mastektomie] meine einzige Chance war.' Doch so war das nicht. Die Journalistin sagte: 'Aber diese Geschichte mit den schwarzen Kreisen gefällt mir wirklich gut.' Ich sagte: 'Nun, ich habe nie irgendeinen schwarzen Kreis gesehen, wissen Sie, Sie können mich nicht mit schwarzen Kreisen zitieren.'"

Derartige narrative Grundmuster sind für populäre Genres erheblich attraktiver als die Wissenschaft an sich. Tatsächlich fanden wir in unserer Zeitschriftenstichprobe nur zwei Artikel, die sich mit Grundlagenforschung befaßten. Die meisten anderen Beiträge widmeten sich dem menschlichen Drama, vor allem dem Schicksal junger Frauen, denen die Brüste amputiert wurden oder die an Brustkrebs gestorben waren.

3.2 Fernsehdokumentationen

Der Prozeß, in dem das Thema Genforschung die Formatgrenzen überschreitet, verläuft selbstverständlich nicht linear. Aus der Publicity für einen kurz vor der Ausstrahlung stehenden Dokumentarfilm kann sich ergeben, daß über dieselbe Geschichte auch in Zeitungen und Zeitschriften berichtet wird. Wendy Watson beispielsweise, deren Familiengeschichte - wie bereits erwähnt - von Tageszeitungen und Zeitschriften aufgegriffen worden ist, war zugleich die Hauptperson in einer Folge der TV-Dokumentarserie *The Decision*. Diese in England viel beachteten Dokumentationen (gesendet 1996) behandelten schwierige Entscheidungen im medizinischen Bereich. Die Sendung über die genetischen Ursachen von Brustkrebs trug den Titel "Ein Leben im Schatten". Gezeigt wurde, wie Wendy Watson die Brustkrebsfälle in ihrer Familie erforscht und welche Schlußfolgerungen sie und ihre Angehörigen daraus in Bezug auf das potentielle genetische Risiko gezogen haben. Während in einigen Zeitschriftenartikeln die prophylaktische Mastektomie als der "einzige Ausweg" hingestellt wurde, schilderte diese Sendung die differenzierteren Ansichten verschiedener Frauen. Der verantwortliche Produzent erläuterte uns gegenüber das Konzept des Fernsehbeitrags wie folgt:

„Die Intention der Sendung [über die genetischen Ursachen von Brustkrebs] lag immer darin, zu zeigen, in was für ein entsetzliches Dilemma Frauen aus Familien mit einem hohen Krebsrisiko kommen, sobald es ein voraussagefähiges Testverfahren gibt. (...) Sollte man es überhaupt anbieten – und, wenn ja, auf welche Weise sollte man dies tun, damit die Betroffenen nicht zu sehr belastet werden? Selbst die Weitergabe der Information, daß sie zu den Risikopatientinnen gehören, hat massive Auswirkungen, z.B. was die Versicherung angeht. Hat man überhaupt das Recht, ihnen mitzuteilen, daß sie zu einer Risikogruppe gehören? Wie sagt man es ihnen? Und wenn man sie informiert, was können sie dann tun?“

Im vorliegenden Fall fand das Produktionsteam seine Schlüsselfigur in Wendy Watson, die sich für eine vorbeugende Brustamputation entschieden hatte, weil sowohl ihre Mutter wie auch ihre Großmutter noch vor Erreichen des 40. Lebensjahres an Brustkrebs gestorben waren, und sie später feststellen mußte, daß dies noch auf weitere Frauen in ihrer Verwandtschaft zutraf. Sie selbst erklärt ihre Präsenz in den Medien folgendermaßen:

"Ich war vielleicht eine der ersten [Frauen], die ihre eigenen Entscheidungen getroffen, ihr Leben in die eigene Hand genommen und beschlossen haben, daß dies [die prophylaktische Mastektomie] eine Chance sein könnte, dem Brustkrebs vorzubeugen."

Die durch erbliches Risiko und Gentests erzeugte Dramatik ist auch in den fiktionalen Darstellungsformen des Fernsehens spürbar. Hier lassen sich wieder thematische Gemeinsamkeiten, aber ebenso einige genrespezifische Besonderheiten feststellen.

3.3 Fernsehserien

Das Thema Brustkrebs wurde auch früher schon gelegentlich im Rahmen von Radio- und Fernsehserien behandelt (Henderson 1999). Es ist jedoch als Indiz für das publizistische Potential der Genforschung zu werten, daß sich die populäre Arztserie *Peak Practice* (ITV, Folge vom 12. Januar 1998) mit dem Thema befaßte. Das Drehbuch geht der Frage nach, welche Auswirkungen es haben kann, wenn in einer Familiengeschichte gehäuft Brustkrebserkrankungen auftreten. Eine junge, alleinerziehende Mutter zweier Kinder entdeckt in ihrer Brust einen Knoten, ist aber zu verängstigt, um sich einer Untersuchung zu unterziehen. Die fatalistisch erscheinende Hauptperson glaubt nicht an ihre Überlebenschance, da ihre eigene Mutter bereits in jungen Jahren an Brustkrebs starb. Darüber hinaus belügt sie ihren Arzt, als der danach fragt, ob es in ihrer Familie Fälle von Brustkrebs gebe und seit wann sie den Knoten in der Brust spüre. Die Handlung dreht sich vorwiegend um die Gefühle einer Frau, die ihre Mutter durch Brustkrebs verlor, als sie selbst noch ein Kind war, und die sich nun Sorgen um die Zukunft ihrer eigenen Tochter macht. Ihr bevorstehender Geburtstag (an dem sie das Alter erreichen wird, in dem bei ihrer Mutter Brustkrebs diagnostiziert wurde) verleiht der Geschichte eine zusätzliche Dramatik. Die Frau ist mißtrauisch gegenüber den Ärzten, die sich weigern, eine beidseitige Brustamputation vorzunehmen, und die ihr wenig Informationen oder Anlaß zur Beruhigung hinsichtlich der Frage bieten können, ob auch ihre Tochter möglicherweise an Brustkrebs erkranken wird. Die Handlung wurde mit Unterstützung der Mitarbeiter einer Krebshilfe-Organisation entwickelt, die den Drehbuchautoren die verbreitetsten Verhaltensweisen von Frauen aus 'Brustkrebs-Familien' darlegten. Dabei wurden Reaktionsformen wie Furcht, Verdrängung und Fatalismus erörtert und die psychologische Tragweite der Diagnose für die Hauptfigur diskutiert.

Den Zuschauern den genetischen Hintergrund von Krebserkrankungen verständlich zu machen, ihnen die Anteilnahme an der psycho-sozialen Dynamik zu ermöglichen und ein breites Publikum auf eine neue Art anzusprechen – das alles kann zu den positiven Aspekten einer Thematisierung im Rahmen von 'human interest stories' gezählt werden. Der Koordinator des telefonischen Beratungsdienstes der Hilfsorganisation *Breast Cancer Care* betonte, welche ungeheure emotionale Wirkung die Folge von *Peak Practice* auf Frauen hatte, die sich für Risikopatientinnen hielten, und wies im Interview darauf hin, daß viele Frauen nach Ausstrahlung der Sendung zum ersten Mal mit dem Beratungsdienst Kontakt aufgenommen haben.

3.4 Hörspiele

Eine ähnlich dramatische, aber noch ausführlichere Darstellung des Themas enthält das am 19. Mai 1997 von *BBC Radio Four* ausgestrahlte Hörspiel "DR Y". Das Stück wurde von dem Sender in Zusammenarbeit mit der *Soho Theatre Company* entwickelt. Hauptfiguren der Geschichte sind die Schwestern 'Joy' und 'Vita'. Die

beiden stammen aus einer Familie, in der Brustkrebs weit verbreitet ist. Beide werden getestet: Joy "hat das Gen", Vita nicht. Das Hörspiel folgt Joy durch die Phase der Entscheidungsfindung, an deren Ende der Entschluß steht, sich einer prophylaktischen Mastektomie zu unterziehen und sich auch die Ovarien entfernen zu lassen. In einer Szene spricht sie mit ihrem Mann darüber, wie unwiderruflich der Gentest ihre gefühlsmäßige Einschätzung des eigenen Krebsrisikos verändert hat. "Es nagt bereits an mir", erklärt sie, "Hörst Du das nicht? Früher konnte ich es nicht hören. Jetzt ist es laut und deutlich. Ohrenbetäubend." Als sie immer mehr zu einer radikalen Behandlung tendiert, fragt ihr Mann: "Was ist das jetzt? Selbsterstörung? Selbsterhaltung?" Ihre Gegenfrage: "Ist das für mich mittlerweile nicht dasselbe?" Antwort des Mannes: "Was für ein Schlamassel."

Das Hörspiel zeigt, wie das Wissen um genetische Risiken einem Querschläger gleich seine Bahn durch die familiären Beziehungen zieht. Weitere Hauptfiguren der Handlung sind Joys Tante, ihr ältester Sohn und ihr Mann. Joys Erklärung, sie wünsche sich ein weiteres Kind, am liebsten ein Mädchen, verschärft die angespannte Situation. Joy entschließt sich zu einer In-Vitro-Fertilisation, um das Krebsrisiko des Kindes zu minimieren, woraufhin sich ihre Schwester Vita als Spenderin von Eizellen zur Verfügung stellt. Auf der Beerdigung einer weiteren an Brustkrebs gestorbenen Verwandten kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Joy und ihrer Tante (die ebenfalls Krebs hatte). Joy verteidigt ihren Entschluß zu einer künstlichen Befruchtung mit der Bemerkung, sie trage "den Bauplan für Krebs" bereits in sich. Voller Wut brüllt sie ihre Tante an: "Das in dem verdammten Sarg da drüben könnte ich sein, aber ich bin es nicht. Ich bin es nicht, zum Teufel"; sie wolle "eine Tochter bekommen, die frei von dem Fluch ist, der all den Tanten, Müttern und Schwestern um uns herum zum Verhängnis geworden ist. Sonst gibt es für uns keine Zukunft". Das Hörspiel endet mit der Feier von Joys 40. Geburtstag und der Bekanntgabe ihrer Schwangerschaft.

4. "Das Geschäft mit der Angst." Interviews mit Ansprechpartnern der Journalisten

Wir haben neben Medienvertretern auch eine Reihe von Fachleuten aus Kliniken, Forschungsinstituten, Hilfsorganisationen und Selbsthilfegruppen interviewt, die den Journalisten bei ihren Recherchen zum Thema Brustkrebs zur Verfügung gestanden haben. Von diesen 'Informanten' wurde regelmäßig die prominente Rolle, die in den Medien das genetische Risiko bei Brustkrebserkrankungen spielt, zur Sprache gebracht. Der Vertreter einer Initiativgruppe in Sachen Genetik⁴ kommentierte die Situation folgendermaßen:

⁴ Diese Initiativgruppen werden von den britischen Wohlfahrtsverbänden finanziert und haben die Aufgabe, die öffentliche Diskussion über die Entwicklung der Humangenetik zu beleben. Obwohl sie durchaus eine kritische Distanz zu den beteiligten Firmen und Forschungsinstituten wahren, liegt der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit mehr auf der Erwachsenenbildung als auf einer Fundamentalopposition, wie wir sie in Deutschland von Initiativen wie dem *Gen-ethischen Netzwerk* kennen (Anmerkung des Herausgebers).

„In den letzten Jahren gab es einen stetigen Strom von Beiträgen über Genetik und Medizin (...), und das hat ein öffentliches Klima geschaffen, in dem die Genetik entweder für ein Allheilmittel oder für die Wurzel allen Übels gehalten wird.“

Die Sprecherin einer anderen Genetik-Initiative vertrat die Auffassung, daß die unverhältnismäßig große Aufmerksamkeit, die dem genetischen Risiko gezollt wird, eine unmittelbare Folge journalistischer Wertmaßstäbe ist:

„[Die Medienberichterstattung] hat die genetische Komponente überbetont – auf Kosten aller anderen Faktoren, die dazu beitragen, ob jemand an Krebs erkrankt oder nicht. Das BRCA1-Gen ist als der Auslöser von Brustkrebs schlechthin dargestellt worden und nicht als 'ein Gen, das mit großer Wahrscheinlichkeit ein ursächlicher Faktor für eine recht seltene Form von Brustkrebs ist'. Aber das wäre auch eine sehr viel weniger spektakuläre Story.“

Es war auffällig, daß die Sprecherinnen von Selbsthilfegruppen - im Gegensatz zu den in der Krebsforschung Tätigen - sich bestürzt zeigten über die mediale Betonung der genetischen Aspekte. Die Vertreterin einer Krebshilfe-Organisation erklärte:

„Sollten Sie positiv auf BRCA1 oder 2 getestet werden, sind Ihre Aussichten, jemals eine Hypothek, eine Lebens- oder Krankenversicherung zu bekommen oder zu heiraten, gleich null, und Sie können nichts dagegen unternehmen. Es gibt keine therapeutische Maßnahme, die wirklich greift. (...) Und wenn Sie achtzig Jahre alt werden und die ganze Zeit davon überzeugt sind, [an Brustkrebs] zu erkranken – was für ein Leben soll das sein? Ich habe gelegentlich Artikel über diese Problematik gesehen, aber im großen und ganzen leben die Medien vom Geschäft mit der Angst.“

Die Kritik machte sich ebenfalls an der grob vereinfachenden Darstellung der Testverfahren und den daraus resultierenden Konsequenzen fest. Die Interviewpartner der Journalisten in Forschungs- und Versorgungseinrichtungen fanden es besonders schwer, Medienvertretern die komplexen Verfahrensweisen der Gendiagnostik zu vermitteln. Einige waren davon überzeugt, daß diese Hintergründe von den Journalisten vorsätzlich außer acht gelassen worden sind:

„Gestern sprach ich mit einer Journalistin, die einen Artikel über Gentestverfahren für jüngere Frauen schreiben wollte. Sie wollte ihren Leserinnen raten, unverzüglich zu ihrem praktischen Arzt zu gehen und um die Überweisung in eine Spezialeinrichtung zu bitten, um dort regelmäßige Check-ups und Gentests machen lassen zu können. Ich sagte: ‚Aber so läuft das nicht.‘ Sie sagte: ‚Sie wollen mir erzählen, daß das so nicht läuft? Ich werde es trotzdem [in meinem Artikel] schreiben.‘“

Vertreter von Krebshilfe-Organisationen, die eine Telefonberatung anbieten, waren in höchstem Maße besorgt ob des negativen Einflusses, den die verzerrte Darstellung der Medien auf die Frauen haben kann.

„Es gab eine Sendung über eine Familie, die einem Gentest unterzogen worden war, und viele Frauen [aus dieser Familie] hatten tatsächlich 'das Gen'. Bei dieser Familie handelte es sich um einen authentischen Fall, doch viele Menschen sehen den Beitrag und denken 'Oh, meine Tante hatte doch Brustkrebs' oder 'Meine Mutter hatte Brustkrebs'. Und sie berücksichtigen dabei nicht die entscheidenden Details – beispielsweise, ob die Mutter vor oder nach der Menopause erkrankte. Ich denke, es ist erschreckend, daß die Menschen nicht vollständig ins Bild gesetzt werden. Brustkrebsfälle müssen derzeit partout genetisch bedingte Brustkrebsfälle sein. Und ich glaube, daß dafür größtenteils die Medien verantwortlich sind.“

5. "Das muß schrecklich sein..." - Der Medieneinfluß auf die Frauen und ihr Verständnis genetischer Risiken

Die Gruppeninterviews waren in erster Linie darauf angelegt, die Erfahrungen und Überzeugungen der Frauen zum Thema Brustkrebs im allgemeinen zu erfassen und weniger die genetischen Aspekte im besonderen. Zum Ablauf der Sitzungen gehörte jedoch auch, daß die Teilnehmerinnen gebeten wurden, den prozentualen Anteil der Frauen zu schätzen, deren Brustkrebserkrankung auf eine familiäre Vorbelastung zurückzuführen ist. Die meisten Frauen, die eine Schätzung abgaben, nannten eine Zahl von über 50%. Nur in fünf (von insgesamt 30) Gruppen gab es Schätzungen von unter 20%; in zwei dieser fünf Fälle wiesen die Frauen darauf hin, die angegebene Zahl durch deren explizite Nennung in den Medien mitbekommen zu haben und überrascht gewesen zu sein, wie niedrig sie war. Die der Familiengeschichte zugeschriebene Bedeutung zeigte sich auch an den Antworten auf die Frage, wie die Frauen ihr eigenes Krebsrisiko beurteilten. Es war durchaus üblich, daß Frauen mit nur einer oder einigen älteren an Brustkrebs erkrankten Verwandten diese Tatsache als Grund dafür angaben, sich selbst der Risikogruppe zuzuordnen. Die folgenden Kommentare sind typisch hierfür:

„Eine meiner Tanten hatte Brustkrebs, daher glaube ich, daß auch für mich [ein Risiko] besteht.“ (Gruppe 12)

„Ich untersuche mich regelmäßig selbst, weil meine Großmutter [mit Anfang 70] Brustkrebs hatte und auch meine Mutter [mit Ende 50] – zugegeben, ich bin erst 34, aber es könnte jederzeit losgehen. Man kann nie wissen.“ (Gruppe 9)

Andere Frauen, in deren Familiengeschichte es keine vergleichbaren Fälle gab, schlossen daraus, daß auch für sie kaum ein Risiko besteht, an Brustkrebs zu erkranken:

„Ich glaube nicht, daß ich zu einer Risikogruppe gehöre, weil [Brustkrebs] in meiner Familie nicht vorkommt.“ (Gruppe 9)

„Ich assoziiere [Brustkrebs] hauptsächlich mit vererbaren Dingen und ich weiß, daß die Krankheit in meiner Familiengeschichte nicht aufgetreten ist, also bin ich, was das angeht, ziemlich gelassen.“ (Gruppe 13)

Die Bedeutung des erblichen Risikos wurde auch von einer Teilnehmerin hervorgehoben, die als Adoptivkind groß geworden ist und daher nichts über ihre ursprüngliche Familie weiß:

„Meiner Ansicht nach ist Brustkrebs eine rein genetische Angelegenheit. Und da ich adoptiert wurde, weiß ich weder jetzt, noch werde ich es je wissen, was mich erwartet.“ (Gruppe 18)

Die gängige Betonung des erblichen Risikos kann natürlich nicht allein der Medienberichterstattung zugeschrieben werden. Die Diskussionen ließen erkennen, daß andere Faktoren – wie etwa persönliche Erfahrungen oder die in Arztpraxen üblichen Routinebefragungen zur familiären Krankheitsgeschichte – ebenfalls eine Rolle spielen. Die Vorstellungen vom genetischen Risiko sind darüber hinaus komplex, vielschichtig und geprägt von bereits existierenden kulturellen Deutungsmustern der Vererbung und ihrer Bedeutung (Davison 1992).

Auch wenn man die Komplexität der öffentlichen Wahrnehmung von Wissenschaft in Rechnung stellt und kein simples Defizitmodell propagieren will, ist es doch denkbar, daß die zahlreichen und ausführlichen Verweise der Medien auf den Erbfaktor bei Brustkrebs eine Schlüsselrolle für die Einschätzung des Themas seitens der Frauen spielen. Ein Indiz hierfür waren die impliziten Bezugnahmen auf die Schicksale der Frauen, von denen die Teilnehmerinnen an der Befragung durch die Porträts in Presse, Funk und Fernsehen erfahren hatten. Es wurde aber auch durch ihre expliziten Stellungnahmen zur Medienresonanz auf das Thema deutlich: "Es [das genetisch bedingte Brustkrebs-Risiko] muß hoch sein," erklärte eine Frau, "weil ein solcher Aufstand deswegen gemacht wird" (Gruppe 7). "Ich hätte gesagt, daß über 60% aller Brustkrebsfälle auf Erbfaktoren zurückzuführen sind", bemerkte eine andere, "es ist jedenfalls der [Risikofaktor], der am meisten propagiert wird" (Gruppe 1).

Ein weiteres bemerkenswertes Ergebnis bezieht sich auf die medialen Darstellungsformen, an die sich die Frauen erinnerten. Die Teilnehmerinnen tendierten dazu, eher in Begriffen wie "Vererbung" und "Familiengeschichte" zu sprechen als sich der genetischen Terminologie zu bedienen, und beriefen sich dabei auf Quellen wie Zeitschriftenartikel, Seifenopern, Fernsehserien und Talkshows - mit anderen Worten: auf populäre Genres und nicht auf die Nachrichten. Schicksalsberichte über Frauen aus Familien mit einem hohen Krebsrisiko hatten wegen des Lebensalters der Betroffenen einen tiefen Eindruck hinterlassen: "Sie waren so jung, das ist es, was auffällt" (Gruppe 6). Ähnliches gilt auch für die Darstellung der Zwangslagen bei

einer prophylaktischen Brustamputation, die den Frauen in Erinnerung geblieben sind, weil "man die Angst förmlich spüren konnte" (Gruppe 25). Einige Kommentare hierzu lauteten: "Das kann eine Familie zerstören" (Gruppe 13); "Es ist für eine Frau so eine drastische Entscheidung" (Gruppe 24); "Ich dachte, wie können sie sich das nur antun und das nur für den Fall der Fälle. Es war entsetzlich, wie eine Selbstverstümmelung" (Gruppe 11). Es war nicht zu übersehen, daß sich viele Probandinnen in die Situation der betroffenen Frauen hineinversetzt hatten: "Das muß schrecklich sein, zu wissen, daß einem nichts fehlt, und dann hinzugehen und sich an, na ja, gesunden Brüsten operieren zu lassen" (Gruppe 3); "Sie haben sich für die Mastektomie entschieden. Stellen Sie sich vor, vor einer solchen Entscheidung zu stehen" (Gruppe 18).

Obwohl in diesem Beitrag nur eine knappe, vorläufige Auswertung der Gruppeninterviews präsentiert werden kann, deuten die Ergebnisse darauf hin, daß die Medienberichterstattung über die Erfahrungen von Frauen aus 'Brustkrebsfamilien' beim weiblichen Publikum einen tiefen Eindruck hinterlassen hat - und zwar unabhängig von wissenschaftlichem Fachjargon zum Thema Genetik oder Informationen über neue Forschungsergebnisse und genetische 'Fakten'. Mit anderen Worten: Die Vorstellungen der Frauen über erbliche Risiken sind wesentlich mehr von 'weichen' als von 'harten' Nachrichten geprägt worden. Die Gruppeninterviews legen weiterhin den Schluß nahe, daß die prophylaktische Mastektomie für die Frauen eine Horrorgeschichte ist, die gleichwohl eine besondere Faszination auf sie ausübt (Saywell et al. 1999).

Nachwort

Die vorliegende Studie hat ergeben, daß die Aufmerksamkeit der Medien in hohem Maße auf die genetischen Aspekte von Brustkrebs gerichtet ist, insbesondere auf das Entscheidungsdilemma, das mit der einzigen 'Therapieform', der prophylaktischen Brustamputation, verbunden ist. Wissenschaftliche Forschungsergebnisse deuten jedoch darauf hin, daß lediglich eine kleine Minderheit von Frauen ein genetisches Risiko trägt. Außerdem ist die medizinische Fachwelt in Großbritannien geteilter Meinung hinsichtlich des Nutzens und der Risiken, die mit einer derartig radikalen Operation einhergehen. Es ist nicht bekannt, wie viele britische Frauen sich bis dato dieser Prozedur unterzogen haben, um ihr Brustkrebsrisiko zu reduzieren (der *Imperial Cancer Research Fund* geht von 500 aus). Die Besorgnis darüber schlägt sich in dem Aufruf der *Imperial Cancer Research Fund Oncology Group* nieder, die obligatorische Registrierung aller Fälle von prophylaktischer Mastektomie einzuführen (Pressemitteilung des ICRF vom 27. Januar 1999). Kürzlich im *New England Journal of Medicine* publizierte Forschungsergebnisse deuten darauf hin, daß der chirurgische Eingriff die Inzidenz- und Mortalitätsrate bei familiär vorbelasteten Frauen um 90% reduzieren kann (Hartmann et al. 1999). In einem Kommentar im Editorial des *New England Journal of Medicine* wurde jedoch auf das schwer zu akzeptieren-

de persönliche Opfer hingewiesen, das dieser radikale Eingriff fordert. Andrea Eisen und Barbara Weber konstatieren:

„Selbst angesichts einer noch nie dagewesenen 90%igen Senkung des Auftretens von Brustkrebs und der durch Brustkrebs verursachten Todesfälle bleibt die Tatsache bestehen, daß es sich hier um eine Studie über 639 Frauen handelt, die sich aufgrund ihrer Angst, an Brustkrebs zu erkranken, einer entstellenden und potentiell psychologisch schädlichen Operation unterzogen haben. Festzuhalten ist, daß es statt der 20 Todesfälle, die im Beobachtungszeitraum zu erwarten gewesen wären, lediglich 2 gegeben hat. Daß 18 Frauen das Leben gerettet wurde, ist zweifellos bedeutsam, aber die 621 Frauen, die möglicherweise auch ohne die prophylaktische Mastektomie überlebt hätten, haben einen Preis bezahlt, der in Zukunft als inakzeptabel gelten wird. Es ist paradox, daß Datenmaterial, welches die Wirksamkeit der beidseitigen Mastektomie zu Präventionszwecken belegt, in einer Zeit erscheint, in der das Ziel der chirurgischen Behandlung von Brustkrebs in der Erhaltung der Brust liegt.“ (Eisen/ Weber 1999: 138)

Dieser Beitrag zeigt sowohl die unterschiedlichen Formen auf, in denen genetische 'Entdeckungen' auf dem Gebiet der Brustkrebs-Forschung durch verschiedene Medien behandelt worden sind, als auch den Einfluß der Berichterstattung auf den Informationsstand der Frauen. Zum Teil scheinen Frauen die Häufigkeit des Auftretens von 'genetischem' Brustkrebs zu überschätzen, was der schieren Menge von Meldungen über die Rolle der Vererbung geschuldet ist. Unsere Stichproben wurden jedenfalls dominiert von eindrucksvollen, in höchstem Maße emotional gefärbten Berichten über Frauen, die ein "Leben im Schatten" führen und mit dem "Fluch" fertig werden müssen, der auf ihren Familien lastet. Diese Darstellungen in populären Genres scheinen Frauen zum Nachdenken über die psychologischen Konsequenzen genetischer 'Entdeckungen' zu veranlassen. Die verkürzte Form der Präsentation jedoch könnte bereits bestehende Ängste verstärken oder neue Krebs-Ängste auslösen.

Literatur

- Aldridge, Meryl (1994): *Making Social Work News*. London
- Allan, Stuart (1998): (En)Gendering the Truth Politics of News Discourse. In: Carter et al. (1998): *News, Gender and Power*. London
- Carter, Cynthia/ Branston, Gill/ Allan, Stuart (Hrsg.) (1998): *News, Gender and Power*. London
- Chapman, Simon/ Lupton, Deborah (1994): *The Fight for Public Health*. London
- Cunningham-Burley, Sarah/ Kerr, Ann/ Amos, Amanda (1998): *The Social and Cultural Impact of the New Genetics. Final Reports to the Economic Social Research Fund*. London
- Davison, Charli/ Frankel, Steven/ Davey-Smith, George (1992): The Limits of Lifestyle: Reassessing Fatalism in Popular Culture of Illness Prevention. In: *Social Science and Medicine* 34: 675-685
- Easton, D.F./ Narod, S.A./ Ford, D./ Steel, M. (1994): The Genetic Epidemiology of BRCA1. In: *Lancet* 344: 761
- Eisen, Andrea/ Weber, Barbara (1999): Prophylactic Mastectomy - The Price of Fear. In: *New England Journal of Medicine* 340: 137-138

- Friedman, Michael/ Dunwoody, Sharon/ Rogers, Carol (Hrsg.) (1996): *Scientists and Journalists: Reporting Science as News*. New York
- Hartmann, Lynn et al. (1999): Efficacy of Bilateral Prophylactic Mastectomy in Women with a Family History of Breast Cancer. In: *New England Journal of Medicine* 340: 77-84
- Henderson, Lesley (1996): *Selling Suffering: Mental Illness and Media Values*. In: Philo, Greg (1996): *The Media and Mental Distress*. London
- Henderson, L. (1999): *Making Serious Soaps. Sensitive Issues in TV Drama*. In: Philo, Greg (1999): *Message Received*. Essex
- Kerr, Ann/ Cunningham-Burley, Sarah/ Amos, Amanda (1998): Drawing the Line. An Analysis of People's Discussion About the New Genetics. In: *Public Understanding of Science* 7: 113-133
- Kitzinger Jenny/ Reilly, Jacque (1997): The Rise and Fall of Risk Reporting. In: *European Journal of Communication* 12 (3): 319-350
- Kitzinger, Jenny (1999): Researching Risk and the Media. In: *Health, Risk and Society* 1(1): 55-69
- Nelkin, Dorothy (1996): An Uneasy Relationship. The Tensions Between Medicine and the Media. In: *Lancet* 347: 1600-1603
- Philo, Greg (Hrsg.) (1996): *The Media and Mental Distress*. London
- Philo, Greg (Hrsg.) (1999): *Message Received*. Essex
- Potts, L (Hrsg.) (1999): *Ideologies of Breast Cancer*. London
- Saywell, Cherise/ Henderson, Lesley/ Beattie, Liza (1999): Sexualised Illness: The Newsworthy Body in Media Representations of Breast Cancer. In: Potts, L (1999): *Ideologies of Breast Cancer*. London
- Schlesinger, Philip (1987): *Putting Reality Together: BBC News*. London
- Wellcome Trust (1998): *Public Perspectives on Human Cloning*. London
- Wooster, R. et al. (1994): Localisation of a Breast Cancer Susceptibility Gene BRCA2 to Chromosome 13q 12-13. In: *Science* 265: 2088-2090

